

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 76.

Mittwoch, 31. März.

1915.

(6. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Als Lene Jepsen und Grethenfraude jetzt Arm in Arm aus dem „Hotel zum Weltmeer“ traten, flog ein Schneeball gegen die Kogge über der Straßentür, und das Schiff schaukelte, daß ein Sperling, der gerade auf der Kogge eine Weltreise machte, aufflog, um nicht seefrank zu werden.

Korporal Nis Havemand kam von der anderen Straßenseite eilend herüber, hielt die Linke am Säbel, die Rechte fuhr an den Eschafotstirn, und mit eleganter Verneigung sagte er vitterlich: „Ja, meine Fröckens, dieße Schneißerie vun die Jungs, ich bitte, darf ich Sie behüßten un biß nach ihr Stiem bringen.“

„Na, danke, da würden wir wohl noch mehr mit Schneebällen bombardiert werden“, antwortete Lene Jepsen höhnisch.

„Dank, besten Dank, Havemand“, sagte Grethenfraude und nickte ihm freundlich lächelnd zu.

Des Korporals Augen leuchteten froh.

„Ja, ja, Fröckens. Sie sein die Beste vun sie alle“, antwortete er, schluckte ein wenig und fuhr begeistert fort, „ich hab' immer hi meine Frau gebagt: die Fröckens Wilmsen — jammerschade, daß sie die — das — Unglück damals hatte.“

Grethenfraude lächelte wieder, doch zuckte es wie Wehmut über ihr Gesicht. „Ja, ja, die Narben —“

„Komm“, flüsterte Lene, „der närrische Kerl.“

Die andere nickte noch einmal freundlich zurück, und die beiden Mädchen schritten die „große Straße“ hinauf, gingen beim Rathaus durch den breiten Torbogen zum Stadtpark hinaus.

Lene sah sich zu Grethenfraudes Unwillen dann und wann um. „Du — Primaner Vorenzen kommt hinter uns her“, flüsterte sie wichtig.

„Meinetwegen tut er es nicht“, sagte Grethenfraude.

„Deinetwegen?“ fragte Lene mit verlegendem Erstaunen, „nein, meinerwegen tut er es nicht.“

Eine breite Allee hoher Kastanien führte in den Park, der mit seinen weiten Rasenflächen, dem dichten dunklen Zweiggewirr seiner kahlen Bäume still da lag.

„Wie matschig sind die Wege“, sagte Grethenfraude und blieb stehen.

„Bah, wenn wir keine Galoschen anhätten“, antwortete Lene ärgerlich und vergewisserte sich durch einen Blick, daß ihr Verehrer ihnen noch folgte.

Bangsam, die trockensten Stellen ausjuchend, schritten sie durch den Park. Immer näher kam ihnen der Schritt des Schülers.

Jetzt hatte er sie erreicht.

„Wollen die Damen auch noch die scheidende Winterlandschaft genießen?“ fragte er.

„Scheidende Winterlandschaft... dummes Zeug“, dachte Grethenfraude.

„Wie poetisch Sie sind“, antwortete Lene Jepsen, „ist es wahr, ich hörte, daß Sie selbst auch Gedichte schreiben?“

Primaner Vorenzen errötete geschmeichelt.

„Ich finde es nicht recht von meinen Mitschülern, das zu verraten“, sagte er, scheinbar erzürnt.

Man plauderte. Das heißt Vorenzen wandte sich immer an Lene Jepsen und Grethenfraude ging stumm nebenher.

„Ich gehe nie wieder mit Lene“, nahm sie sich vor, denn wenn sie es auch für selbstverständlich hielt, daß niemand sich für sie interessierte, so war diese unartige Rücksichtslosigkeit doch verlegend.

Bangsam näherten sie sich wieder dem Ausgang, und Grethenfraude blieb stehen.

„Wir wollten nur einmal durch den Park, Lene.“

„Ach, es ist noch so schön“, meinte der Primaner bedeutend.

„Wenn du schon fort willst —“ antwortete Lene Jepsen, „ich möchte noch einmal den Rundweg machen.“

Nach kurzer Verabschiedung verließ Grethenfraude den Stadtpark und ging die stille Allee entlang.

Auf den Straßen war es stiller geworden, die Arbeit war getan, und nur einige Jungen preßten noch den letzten Schnee zu Wurfgeschossen.

Als das Mädchen das elterliche Haus am Zingel erreicht hatte, stieg gerade Henning Tiedemann mit hochrotem Gesicht und freudig blühenden Augen die Treppen herunter.

Er sah Grethenfraude ein wenig verlegen an und zog stumm den Hut.

„Guten Tag, Henning“, begrüßte sie ihn freundlich, „na, hast du uns besucht.“

„Ich — ich habe mich bei deinem — Ihrem Vater — bei Herrn Wilmsen vorgestellt“, stotterte er, „und — und ich kann nach Palmarum als Lehrling eintreten.“

„Da gratuliere ich, Henning. Hoffentlich wird es dir bei uns gefallen.“

Und Grethenfraude trat, ihm nochmals freundlich zunicke, ins Haus.

Während Henning durch die Straßen ging, war seine stolze Siegerstimmung gewichen. Er fühlte, wie verlegen und ungeschickt er sich benommen habe, und er ärgerte sich über seine Unbeholfenheit.

„Bah, vor der —“ redete er sich jetzt vor, „wenn ich erst was bin, ist die mir als Frau lange nicht gut genug. Mit den ollen Narben — lange nicht.“

„Seu Henning“, rief eine lede Stimme hinter ihm, und gleichzeitig traf ein Schneeball seinen Rücken.

Henning wandte sich unwillig um und erkannte seinen Schulkameraden Klaus Matthiesen, der im Waisenhause erzogen wurde.

„Du — was schmeißt du mich, wo ich meinen neuen Anzug anhabe“, sagte Henning grollend.

„Mensch, das habe ich nicht gesehen. Aber was ist denn los heute?“

Der andere tat sehr wichtig und antwortete stolz:

„Ja, ich habe mich bei Kaufmann Wilmsen vorgestellt; ich komme Ostern zu ihm als Lehrling. Aber weißt du — Lehrling ist man nur drei Jahre, dann wird man Kontorist und dann — na, dann später noch mehr.“

„Junge, Junge“, meinte Klaus bewundernd, „ich komme Ostern zu Schneider Nöh in die Lehre, war heute schon mal bei ihm und hab' ihm beim Schneeschäufeln geholfen.“

Genning machte eine wegwerfende Miene und antwortete nicht.

„Junge, Junge“, fuhr Klaus Matthieszen ohne Reid fort, „dann kannst du später ja auch so'n reicher Kaufmann werden wie Herr Wilmsen es ist.“

Genning wehrte mit geschmeicheltem Lächeln ab.

„So schnell geht es nicht.“

„Na, aber wer weiß“, sagte Klaus, und Genning fing einen bewundernden Blick auf, der ihm so wohl tat. —

Zu Hause hatte Tilde Tiedemann schon aufgeregt auf die Rückkunft ihres Sohnes gewartet.

„Warum er ihn wohl so lange dabehält?“ fragte sie ihren Mann, „ob er ihn noch examiniert? Ach Gott, ach Gott —“ und dann drohend: „er sollte es wagen, ihn zurückzuweisen.“

Ihr Mann sah sie mit spöttischem Lächeln an.

„Na, und wenn er den Jungen nicht haben will?“

„Dann. — Laß mich nur machen, laß mich nur!“

„Nach dich nicht lächerlich“, sagte der Arbeiter und stand von seinem Stuhl auf — ein Zeichen, daß ihn allmählich seine Gleichmütigkeit verließ, „ich sage dir: mach keine Dummheiten. Du sagst ja allerdings, du hättest mit meinem Vater nichts gehabt, und der Alte guckt auch nur die Achseln, wenn man ihn fragt. Aber mir will die Sache nicht gefallen. Wenn du da man nicht auch irgend einen Blödsinn wegen des Jungens gemacht hast.“

„Was redest du wieder“, schrie Tilde ihren Mann an, „du mit deiner Schlafmützigkeit —“

„Na, bei der Arbeit schlaf' ich nicht“, wehrte er sich.

„Arbeit? Pah, das bißchen, was ihr Männer eure Arbeit nennt — Tagwerk, nicht? Laß dich doch nicht auslachen. Als wenn ein Mensch nach dem Abfeiern seines Tagwerks nur noch zu essen und zu schlafen hätte.“

Er verstand nicht, was sie meinte. Statt einer Antwort schob er sie beiseite und ging über die Bordiele auf die Straße.

Da kam Genning schon. Als er den Vater erblickte, schwenkte er den Hut und beschleunigte seinen Gang.

„Na, bist angenommen?“ rief der Arbeiter doch ein wenig neugierig.

„Ja, natürlich. Herr Wilmsen sagte, ich hätte eine großartige Handschrift, und der Rechenmeister hätte ihm gesagt, daß er mit mir sehr zufrieden wäre.“

In Wirklichkeit hatte der Kaufherr, nur um dem schüchternen Jungen etwas Freundliches zu sagen, gemeint: „Nun, rechnen und schreiben kannst ja, wie mir der Rechenmeister gesagt hat.“

Nach der Arbeiter fühlte, daß sein Sohn ein bißchen prahlte, und beschwichtigte: „Na, na, man nicht gleich so dumm, Genning.“

Der Junge errötete, wollte widersprechen, ging aber doch stumm in die Stube, wo seine Mutter ihn mit lautem: „Genommen? Genommen? Ja, ja?“ empfing.

Genning nickte. Er hätte ihr gar zu gern das Stild von der großartigen Handschrift erzählt, aber da sein Vater jetzt auch in die Stube trat, schwieg er.

Tilde Tiedemann aber plapperte noch im Bett ihrem Mann von Hennings Zukunft vor, bis sie schließlich bemerkte, daß er schon längst eingeschlafen war.

Am nächsten Tage sagte Tilde zu ihrem Sohn: „Du solltest mal zu deinem Großvater gehen und ihm erzählen, daß du zu Wilmsen in die Lehre kommst.“

Der Junge verstand nicht, warum ein so höhnischer Zug um die Lippen seiner Mutter zuckte, aber er ging doch zum Freihause.

Der alte Peder war gerade damit beschäftigt, den großen Schlitten zu reinigen und die vielen Glöckchen des Geschirrs zu putzen, als Genning sich neben ihm

aufpflanzte und, beide Hände in den Hosentaschen, erzählte, daß er von Wilmsen angenommen sei.

„So“, meinte der Alte, „hat er wohl getan, weil ich so lange bei seinem Vater im Dienst war.“

„Pah“, rief der Junge gärgert, „bloß weil du hier Rutscher bist? Ne, er nimmt mich, weil ich so gut schreiben und rechnen kann.“

„Na, denn man zu“, erwiderte der Alte gemächlich, „aber hier — nimm diesen Lappen und putze das Geschirr.“

Genning rührte sich nicht.

„Versteht du nicht, Junge, das Geschirr sollst du putzen.“

„Ne, fällt mir nicht ein. Ich bin kein Junge mehr. Ich werde nun konfirmiert und komme zu Herrn Wilmsen —“

Erst hatte der alte Peder sich sprachlos nach dem Enkel umgesehen, jetzt aber, da er auf Hennings Gesicht nur ein höhnisches Lachen entdeckte, konnte er sich nicht verlagern, den Arm auszustrecken und dem Jungen eine kräftige Ohrfeige zu geben.

Jetzt war es an Genning, sprachlos zu sein. Er schwankte — sollte er weinen oder schelten.

„Du — ich — komme nie wieder zu dir. Und warte nur, wenn — wenn ich erst —“

Den Schluß des Satzes verschluckte er und wandte sich zum Gehen. Und jetzt bemerkte er, daß einige alte Damen sich an der Haustür von Tante Visbeth verabschiedeten.

Die haben gesehen, daß du geschlagen wurdest? Und während sich Tante Visbeths l'Gombré-Genossinnen durch den Garten zur Straße begaben, rief die alte Bewohnerin des Freihauses: „Genning, komm er mal her.“

Der Junge zögerte. Am liebsten wäre er ausgerückt, aber es war ja Herrn Wilmsens Tante, die ihn rief. Und klopfenden Herzens, den Hut in der Hand, lief er zu Tante Visbeth.

„Warum bekam er die Backpfeife?“

Genning blickte verlegen zur Erde.

„Manu? Seit wann antwortet man mir denn nicht? Will er wohl sagen: Warum?“

„Ich — ich wollte nicht das Geschirr putzen.“

„So — hm, er Faulpelz. Hörte ich nicht, seine Mutter, die Tilde Tiedemann, wollte ihn bei meinem Neffen in die Lehre geben? Ei, mit solch einem Faulpelz ist Herrn Wilmsen nicht gedient. Gehe er, schäme er sich, und zu meinem Neffen wird er nicht kommen, das merke er sich.“

(Fortsetzung folgt.)



Das nächste Ziel mit Lust und Freud' und aller Kraft zu verfolgen, ist der einzige Weg, das Fernste zu erreichen.
Hebbel.

„Pariser Alarmnächte.“

Während Regierung und Presse von Frankreich erneut versichern, daß der erste Zeppelinbesuch in Paris ohne nachhaltige Wirkung geblieben wäre, verraten uns die dortigen Korrespondenten italienischer Blätter, auch wenn sie noch so franzosenfreundlich sind, daß die Pariser Bevölkerung jetzt nachgerade aus dem Häuschen geraten sei und unter Halluzinationen zu leiden beginne. Der „Corriere della Sera“, dessen Gesinnungen hinlänglich bekannt sind, schildert uns die „Pariser Alarmnächte“ in einem Briefe, der drei Tage nach dem ersten Zeppelinbesuch niedergeschrieben ist, wie folgt:

„Wahrhaftig! Das war ein aufregender Abend. Kaum waren die Familien nach dem ersten Alarm zu Bett gegangen, da verfielen die Signale der Feuerwehr alle Welt aufs neue in Unruhe und Furcht. Zahlreiche Familien, die in den obersten Stockwerken wohnen und daher den Bomben am ehesten ausgesetzt sind, haben die Bewohner der unteren Etagen um Aufnahme; während andere die offiziellen Instruktionen (die wir in der Tagespresse vergeblich suchen) dem Buchstaben nach

befolgt und eine sichere Zuflucht in den Kellern suchten. In-
dessen zogen es zahlreiche Neugierige vor, am Fenster zu
bleiben. Der feine Regen, der fast die ganze Nacht über an-
hielt, hinderte die Schar der Neugierigen, auf die Terrassen
herauszutreten.

Trotz der Dunkelheit herrschte auf den Straßen ein außer-
ordentliches Leben. Kurz vor Mitternacht glaubten Personen,
die durch die geöffneten Fenster Ausschau hielten, aus weiter
Ferne den Donner der Kanonen zu vernehmen. Aber die
Illusion dauerte nur kurze Zeit. Die Neugierigen erlebten
dann das Schauspiel der Scheinwerfer, die von allen Richtun-
gen der Umgebung her den dichtbewölkten Himmel ablichteten
und allenthalben bewegliche Lichtreflexe zeichneten. Ab
und zu schienen sie an einem Punkte Halt machen zu wollen,
als ob sie die Ungeheuer der Luft entdeckt hätten. Aber die
dunklen Flecke, die aus dem grauen Hintergrund projiziert
wurden, waren weiter nichts als Wölkchen, die noch dunkler
waren als die übrigen Wollen. Der Tanz der großen Schein-
werferstrahlen dauerte ganze Stunden.

Gleich bei dem ersten Alarm waren Hunderte von Neu-
gierigen auf die Höhen des Montmartre gestiegen, wo sie meh-
rere Stunden auf den Stufen der Basilika sitzen blieben, um
das Schauspiel zu betrachten. Die Stadt zu ihren Füßen schien
in einen Abgrund von Finsternis getaucht, in der sich von Zeit
zu Zeit ein Lichterschein zeigte, der das Aussehen von Irrlich-
tern annahm. Bei Schluß der Theater schwoll die Zahl der
Neugierigen auf dem Montmartre an. Gruppen eleganter
Nachtwandler und von Damen, die in kostbare Pelze gehüllt
waren, mischten sich unter die Leute aus den armen
Quartieren und unter Gassenjungen, um dem Kampf in den
Rästen entgegenzusehen. Aber als auch nach Mitternacht aus
der Ferne kein Bombardement zu hören war und der Regen
immer stärker einsetzte, da verlor sich langsam die Schar der
Neugierigen. Andere hatten ebenso vergeblich unter der
Säulenhalle der Champs Elysées gewartet.

In fast allen Theatern war gegen Schluß der Vorstellung
der Regisseur vor die Rampe getreten, um das Publikum mit
der nötigen rednerisch vorsichtigen Einleitung darauf aufmerk-
sam zu machen, daß man sich nicht aufregen solle, wenn man
beim Verlassen des Theaters die Straßen in der Finsternis
finde. Es wurde hinzugefügt, daß diejenigen, die nicht nach
Hause gehen wollten, sofort in das Theater zurückkehren könn-
ten, um die Nacht hier zu verbringen. Nur wenige benutzten
dieses Angebot. Fast alle Zuschauer verstreuten sich. Aber
der größte Teil war gezwungen worden, zu Fuß nach Hause
zu gehen, weil man gar keine Automobile vorfand. Die
Finsternis war so dicht, daß es nicht möglich war, die Ab-
stufung zwischen Bürgersteig und Straßenpflaster zu unter-
scheiden. Um auf der Straße zu gehen, mußte man sich wie
ein Blindler mit dem Stod und mit dem Schirm vorwärts-
tasten. Das letzte Signal der Feuerwehr, das das Ende des
Alarms anzeigte, wurde gegen 3 Uhr morgens gegeben, als
schon fast die ganze Bevölkerung wieder zu Bett gegangen war.
Die Straßenlaternen wurden jedoch nicht wieder angezündet.
Nur die Bahnhofe erhielten gegen Morgen eine schwache Be-
leuchtung. Die Schnelligkeit, mit der alle Laternen der Haupt-
stadt und Umgebung ausgelöscht wurden, war noch größer als
in der Nacht vom Samstag auf Sonntag, wo die Zeppeline
zum erstenmal erschienen. Der Befehl, die Laternenlichter
auszulöschen, ist so schnell und pünktlich ausgeführt worden,
daß man innerhalb von fünf Minuten keine Laterne mehr
brennen sah. Wenn hier und da noch ein Fenster erleuchtet
blieb, so liefen die Polizisten so schnell als möglich die Straßen
hinauf und hinab und gaben mit lauter Stimme die Aufforde-
rung weiter, in der Wohnung die Beleuchtung abzustellen, eine
Aufforderung, der sofort Folge gegeben wurde.

Man hatte auch heute morgen keine genauen Nachrichten
über die Zahl der deutschen Zeppeline, die signalisiert worden
sind. Offiziell weiß man nur, daß ein Zeppelin eine Bombe
auf Villers Cotteret, einem Vorort von Reims, geworfen
hatte, wo jedoch nur Materialschaden verursacht worden ist.
Auf der Polizei wurde sofort erklärt, daß nach dem ersten
Alarm zahlreiche Fliegergeschwader dem Feinde entgegen-
gefliegen waren, der sich alsbald zurückgezogen hätte. Erst heute
morgen hat man die genaue Zahl der Bomben erfahren, die
von den Zeppelinen bei ihrem ersten Erscheinen auf Paris
geworfen wurden. Insgesamt sind vierzig Bomben auf die
Vororte gefallen, von denen sieben Brandbomben waren. Auf
Paris selbst fielen nur sechs Brandbomben, von denen drei
große Brände verursachten.

Aus der Kriegszeit.

Die Tapferen von Senones. Im landschaftlich herrlichen
Bogesenwald hält in der Nähe des Städtchens Senones u. a.
die Kompagnie Kriegshoff seit Anfang Oktober die Grenzwa-
che. Schlankes Eveltannen, hohe Felsblöcke umrahmen den Rücken
des Berges, auf dem sich eine Feldwache der Kompagnie
festungsähnlich eingebaut hat. Gegen diesen wichtigen Posten
richteten sich mehrfach die Angriffe des Feindes, der sich auf
der der Feldwache gegenüberliegenden Berggruppe verschanzt
hat. Insbesondere war ein vor der Feldwache gelegener
großer Felsblock, von uns die Kangel genannt, das Ziel seiner
Angriffe. Nachdem am 10. Dezember der Versuch, diesen
Block zu sprengen, mißlungen war, hörten unsere in der Nacht
vorgeschiebenden Posten, daß der Feind einen aus großen Sand-
säcken bestehenden Wall, eine sogenannte fliegende Sappe,
gegen den Block vorzutreiben unternahm. Jetzt galt es, ihm
zuvorkommen. In der Nacht vom 11. zum 12. Dezember
wurde in aller Stille die Kangel und ihre Umgebung unserer-
seits befestigt und ständige Posten darauf aufgestellt. Man
kann sich die Überraschung des Feindes, der noch in der
Morgendämmerung des 12. Dezember die Sappe besetzt hatte,
vorstellen, als er bei Tagesanbruch wahrnehmen mußte, daß
nur wenige Meter ihm gegenüber der Felsblock in unseren
Händen war. Jetzt war guter Rat für ihn teuer. Den Ver-
such, im Graben zurückzulaufen, mußte ein Franzose sofort
mit dem Leben büßen. Seine Kameraden, anscheinend noch
zwei, drückten sich an das vordere Ende der Sappe so, daß nur
noch ein blauer Schimmer ihrer Röcke zu sehen war. Ver-
suche der in den hinteren Schützengraben liegenden Franzosen,
durch Gewehrfeuer unsern Kangelposten zu vertreiben, blieben
erfolglos. So wird es Nachmittag, die Lage ist unverändert;
die Möglichkeit lag nahe, daß die im Laufgraben befindlichen
Franzosen unter dem Schutze der Dunkelheit sich unverletzt
zurückziehen würden. Das konnten sich aber unsere tapferen
Wachen nicht gefallen lassen. Der Kompagnieführer läßt da-
her den Posten auf der Kangel, der durch einen der französi-
schen Sprache kundigen Mann verstärkt wird, die Franzosen
auffordern, sich zu ergeben und ordnet gleichzeitig an, falls
diese Aufforderung erfolglos bliebe, eine Handgranate in den
Graben zu werfen. Nun zeigt sich die Unerschrockenheit und
Tapferkeit unserer Leute im hellsten Lichte; dem feindlichen
Feuer sich aussetzend, erhebt sich der Infanterist Neumeier des
4. Infanterie-Regiments aus Weiskirchen in der Oberpfalz
über die Deckung und redet in allerding nicht einwandfreiem
Französisch dem Feind gut zu, sich zu ergeben, durch ent-
sprechende Zeichen seine Aufforderung unterstützend. Da sich
nichts rührt, schleudert er, sich aufrichtend, die Handgranate
in den Graben. Das hilft. Nicht bloß zwei, sondern sechs
Franzosen entsteigen ihrem Schlupfwinkel und geben sich dem
Posten gefangen. Doch mit diesem Erfolg ist der Feldwach-
habende noch nicht zufrieden. Schnell ist eine Gruppe Frei-
williger zusammengestellt, die auch die Gewehre der Ge-
fangenen herüberholt. Die nunmehr schnell einbrechende
Dunkelheit und heftiges Gewehrfeuer des Feindes setzt dem
weiteren Versuch, den Sandsackwall zu zerstören, eine Grenze.
In der Nacht hörte der Kangelposten den Feind wieder
arbeiten. Wieder wurde eine Handgranate geworfen, die,
wie aus dem Stöhnen Verwundeter zu urteilen war, guten
Erfolg gehabt hat. Als der Morgen des 13. Dezember an-
bricht, sieht man vier tote und zwei verwundete Franzosen
auf dem Kampffeld liegen. Das Jammern des nächstliegen-
den Schwerverwundeten geht unseren Leuten nahe. Wieder
bildete sich eine Gruppe Freiwilliger, die unter Führung des
bereits mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Unteroffi-
ziers Weidmann aus Hildburg in Sachsen-Meiningen, die
Gefahr nicht achtend, dem bedenden Fels verläßt, zunächst dem
Schwerverwundeten birgt, um sodann, mit Messern ausge-
rüstet, die Sandsäcke gründlich zu zerstören. Erst als einer
unserer Leute durch einen feindlichen Schuß getötet wird,
zieht sich die Gruppe mit zehn Franzosengewehren und zahl-
reichen anderen Ausrüstungsstücken beladen, unter heftigem
gegnerischen Maschinengewehr- und Infanteriefeuer, glück-
licherweise ohne weitere Verluste zu erleiden, zurück. Unsere
Tapferen haben die gebührende Anerkennung gefunden.



Neues vom Büchermarkt.



Romane, Novellen.

„**Heimat Landstraße.**“ Roman von Emma Schiert. (Verlag von Karl Reichner, Dresden.) Die Verfasserin liebt starke Kontraste und quälende Probleme. So erschien von ihr im gleichen Verlage der bereits besprochene Roman „In falschen Gleisen“, der das wenig sympathische Motiv ausspannt, wie eine Offiziersfrau nach der Scheidung den Vurschen ihres Mannes heiratet, dann im Vorjahr ein anderer nicht minder qualender Roman „Des Gesehes Freipah.“ Eine Lehrerin, eine fein empfindende Frau, heiratete einen Gewaltmenschen, der in sinnloser Eifersucht einen anderen erschlug, wenige Stunden nachdem er mit ihr getraut wurde, weil dieser andere die geliebte Frau in frecher Zudringlichkeit auf der Straße anbedete. Und nun erkennt sie voller Entsetzen, daß ihre Wahl einen Unwürdigen traf und will nicht die Seine werden, als er endlich freigesprochen wird, durch einen Anwalt, den sie inzwischen kennen und lieben lernte. Es ist ein furchtbares Ringen, ein Schwundstöhnen an den starren Gesehen, denen sie sich zu beugen hat. Bis schließlich doch der Weg zur Freiheit winkt, zum schrankenlosen Glück mit dem Geliebten zusammen. Und kaum nach Jahresfrist wieder ein Buch „**Heimat Landstraße.**“ Auch da Motive, die stark beschäftigen, die vollends fesseln, aber doch nicht unangenehm quälen. Hier hat die Dichterin ihr reiches Talent in „bessere Weise“ gelenkt. Hier ist sie ganz in ihrem Element. Sie schildert die Menschen der Gasse, die Armen der Straßen, die fahrenden Korbflücker, die im Sommer auf der Landstraße liegen, im Winter in elenden Hütten ihr Dasein fristen. Ganz meisterhaft hat sie sich in das Denken der Leute hineingefühlt, wie ihnen dieses Leben lieb geworden ist, wie sie nicht lassen können von dem fahrenden Leben und mit dem Frühling sich die Sehnsucht reut, wieder hinauszufahren von Ort zu Ort. Die Verfasserin gewährt Einblick in das Leben und Treiben dieses eigenartigen Völkchens, sie versteht es, für ihre Figuren zu interessieren, wie denn überhaupt das ganze Buch sehr interessant ist und man nicht von den Seltsamkeiten dieses Wandervolkes so schnell loskommt. Tagelang noch schreite ich von dem Gesehenen, erinnere mich gerne daran und werde das Buch gewiß noch einmal lesen. B. v. N.

Bismarckliteratur.

„**Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdoten.**“ Ein großes Leben in bunten Bildern. Von Dr. Paul Liman. Ein Prachtwerk mit 320 Seiten Text in Quartformat, 242 Abbildungen und 20 ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. (Verlag von Strecker u. Schröder in Stuttgart.) In eine Zeit der ungeheuersten Spannung fällt der 100. Geburtstag des größten Deutschen. Freudig wird man es begrüßen, daß aus der berühmten Feder Paul Limans, eines Mannes, der noch mit dem großen Staatsmann im Sachsenwalde wandern, unter seinem Dache weilen durfte, jetzt in einem Prachtgewande, das des Helden würdig ist, ein Buch erschien, das das Leben des eisernen Kanzlers darstellt, zugleich aber in durch viele hundert sorgsam gewählte Anekdoten ihn uns näher bringt. Der Text und die Anekdoten mit ihren tausendfachen kleinen Einzelzügen beleben sich gegenseitig zu einem organischen Ganzen, das des großen Mannes politische und menschliche Persönlichkeit in ihren unendlich reichen Ausstrahlungen widerspiegelt. Als drittes tritt noch die Karikatur hinzu, die die ungeheure Wirkung seines Schaffens auf Deutschland und die gesamte politische Welt aufs interessanteste und deutlichste, als irgend eine Feder es zu beschreiben vermöchte, veranschaulicht. Sie zeigt uns in der reichen Sammlung technisch vollendet wiedergegebener Bilder, in der auch das uns jetzt feindliche Ausland zahlreich vertreten ist, den Spiegel, in dem der Witwast Sah und Liebe Deutschlands größten Sohn sah. Sie zeigt uns aber auch, daß der Mann, den eine Welt den „eisernen“ nannte, im Eisenleibe der glütige, durchaus natürliche Mensch bleibt und auch im Schlafrock das Großzügige und vor der strengsten Moral Einwandfreie seines öffentlichen Auftretens behält. Allen Verehrern des großen Mannes kann das Buch nur warm empfohlen werden.

Eine ganz köstliche Gabe schenkt uns der Verlag der Montanus-Bücher in dem soeben erschienenen Bismarckwerke dieser Sammlung: Wir finden hier fast 200 wertvolle Bilder aus dem Leben des Kanzlers, die in ihrer Gesamtheit einen überaus intimen Reiz ausüben. Dieses überreiche Leben zeigt sich uns hier in allen seinen kleinen und so großen Ereignissen stark, trohig, frohlich und ernst. Wir sehen den Menschen Bismarck und wir sehen den Staatsmann. Für alle Proben und Starke im Deutschtum eine herzliche Freude. — Ein vaterländisches Gedenkwort von hoher Bedeutung in künstlerischer vornehmer Ausstattung ist das in der gleichen Sammlung erscheinende Kriegswerk „**Im Vaterland und Freiheit**“ des Verlegers Hermann Montanus in Elegen und Leipzig. Mit äußerster Sorgfalt sollen hier geschichtlich wertvolle Photographien von allen Kriegsschauplätzen zu einem in sich geschlossenen Ganzen vereinigt werden. Zum Teil im feindlichen Lager, vielfach jedoch mitten im

Kampfe und an hervorragender Stelle entstanden, sind diese Wirklichkeitsaufnahmen ein erschütterndes und erhebendes Hohenlied auf die Taten unserer tapferen Truppen. Die Sammlung „**Im Vaterland und Freiheit**“ die nur wenige Bände in zwangloser Folge hervorbringen soll, wird zweifellos ein äußerst wertvolles Bildmaterial in sich vereinigen. Geschlossen vorliegend, werden diese insgesamt vielleicht 1200 Abbildungen ein getreues Spiegelbild dieses Weltkrieges und eine tiefe Erinnerung an die ernste Zeit sein, in der wir alle leben.

Politik.

„**Die Slavenkriege des deutschen Volkes.**“ Ein nationales Hausbuch von Dr. S. Merbach. (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher.) Der Verfasser dieses Buches ist bei uns wohl bekannt durch seine rege Tätigkeit in nationalen Vereinen, so ist auch sein Werk entstanden aus einer Reihe von Vorträgen, die im Ostmarkenverein, Ortsgruppe Wiesbaden, gehalten wurden. Damit ist sein Charakter bezeichnet; es galt hier nicht, neue wissenschaftliche Resultate zu gewinnen, sondern der Stärkung des nationalen Gefühls zu dienen, durch einen umfassenden geschichtlichen, auch dem Laien verständlichen Rückblick auf die Jahrhunderte der deutsch-slavischen Grenzämpfe. Und diese Popularisierung des gewaltigen historischen Stoffes erhält noch besondere Bedeutung, da ein ähnlicher Versuch noch nicht gemacht wurde. Man darf es sagen, daß die schwierige Aufgabe mit Geschick und Takt gelöst wurde. Aus vielen Ereignissen, die oft ein eintönig sich wiederholendes Bild darboten, ist das Wesentliche sicher hervorgehoben, neben den kriegerischen Taten sind doch auch die Kulturverhältnisse geistreich und mande interessante sprachliche Exkurse mitgegeben. Der Verfasser läßt meist die Quellen selbst reden in ihrer naiven Parteilichkeit, der das Recht immer auf deutscher Seite liegt, die nationalen Kämpfe der Gegner durchaus als Rebellion erscheinen. Er verwendet, dem populären Zwecke zuliebe, noch Bezeichnungen, wie Heinrich der Finkler oder Pipin der Kurze, läßt sich auch selbst vom patriotischen Fühlen stark fortreißen, so wenn er die Krafouer Grünwaldfestung einmal als „frechen, geilen Unfug“ bezeichnet. Mit voller Ausführlichkeit ziehen so die erbitterten Kämpfe des Mittelalters an uns vorüber. Von der Tannenbergerschlacht an ist nur noch ein Überblick gegeben, auf den letzten Seiten folgen dann die Russenfeldzüge Friedrichs des Großen, deren Darstellung vielleicht noch mit Rücksicht auf neuere Forschung sich hätte revidieren lassen. Das Buch ist erschienen, ehe der große Krieg kam, der uns nun auch diese jahrhundertelangen Kämpfe ruhiger anschauen läßt. Denn das zeigte sich konzentrisch, daß der Gedanke des Auslastes es vermochte, die Stammesgegensätze zu überbrücken, wie in Deutschland so auch in Österreich. Freilich, damit ist das temperamentvolle Buch nicht veraltet, das allen national Gesinnten als unentbehrliches Rüstzeug von Interesse sein mag. r

Jugendliteratur.

„**Unter siebzehn.**“ Modernes Novellenbuch für die Jugend, herausgegeben von Maria Schelper und Dr. Wilhelm Winkler (Interim-Verlag, Leipzig.) Rechtzeitig vor Ostern, als Konfirmationsgeschenk bestens geeignet, erscheint der erste Band einer neuen Buchfolge, die den hübschen Titel „**Unter siebzehn**“ führt. Dieses Jugendbuch ist unter modernen Gesichtspunkten zusammengestellt. Die Novellen sind für Erwachsene geschrieben, aber so gewählt, daß die reifere Jugend auch ihre Freude daran haben wird. Auf diese Art soll sie mit guter Literatur bekannt werden, lernt unsere führenden Schriftsteller kennen und wird zum Nachdenken angeregt. Die moderne Jugend unter siebzehn ist so reif, weiß schon mit den Problemen des Lebens so gut Bescheid, daß man ihr unbedingt das Buch in die Hand geben kann. Selbstredend ist alles vermieden, was irgendwie anstößig sein könnte, aber das Leben, wie es ist, schildern sie alle, die eine Arbeit zu dem Buch beisteuern. Dafür bürgen schon die Namen. So schrieb Karl Rasse eine ganz feine Novelle, „**Tante Fine**“ benannt, nicht minder poetisch und dem Leben abgelauscht ist Ottomar Enkings Erzählung „**Das Vogelschießen**“, ebenso Ludwig Ganghofers Arbeit „**Tür an Tür**“. Für den nötigen Humor sorgen Hermann Löns mit einer Fundengeschichte, Rudolf Bredder mit einer lustigen Skizze und die Herausgeberin Maria Schelper mit einer sehr gelungenen Erzählung „**Das Klavier**“ benannt. Von Ernst Jahn und Maria Wiebig sind zwei wertvolle Arbeiten zu erwähnen. Beide Dichter predigen schonungslos den Ernst des Lebens. Fast ein Duzend guter Beiträge weist der sehr geschmackvoll ausgestattete, empfehlenswerte Band auf, den die Herausgeber durch eine Vorwort versehen, das mit den so wahren Worten Theodor Storms beginnt: „**Willst du für die Jugend schreiben, so mußt du nicht für die Jugend schreiben**“, und dem dann ein schwingvolles Gedicht Gustav Schallers „**An die deutsche Jugend**“ die rechte stimmungsvolle Einleitung abt. B. v. N.